

Ein Spaziergang war es nicht
Kindheiten zwischen Ost und West

**Ein
Spaziergang
war es nicht**

**Kindheiten zwischen Ost
und West**

Herausgegeben von
Anna Schädlich und Susanne Schädlich

HEYNE <



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2012 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Printed in Germany 2012

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Umschlagabbildungen: Nele Schütz Design, München, unter Verwendung von
© Shutterstock; Foto oben rechts: © Driss Deiback

Das Gedicht auf S. 55 *Nelli, min Appelsnut* © 1978 by Wolf Biermann,
wird mit freundlicher Genehmigung des Hoffmann & Campe Verlags,
Hamburg, abgedruckt.

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-20008-1

Inhalt

- 7 Vorwort
- 9 Moritz Schleime, *Der Blonde Bülent*
- 28 Nadja Klier, *Verdrängt*
- 46 Elijah Havemann, *Von Ost-Berlin nach West-Jerusalem*
- 63 Dagny Dewath, *Getrennte Leben*
- 79 Johannes Honigmann, *Eine Ausreise aus einer DDR*
- 98 Benjamin Schlesinger, *Im Osten war nicht alles besser*
- 109 Josefine Schönemann, *Es gibt kein Zurück*
- 127 Anna Schädlich, *Erzählte Erinnerung*
- 139 Denise Kunert, *Stasischatten*
- 156 Tobias Schollak, *Zwischen den Welten*
- 176 Anna Langhoff, *Bis zum Mond*
- 188 Juliane Gunardono, *Dazwischen*
- 205 Cornelia Franck und Julia Franck, *Zwei*
- 229 Jakob Schlesinger, *Grenzerfahrung*
- 238 Moritz Kirsch, *Nostalgia – Heimweh auf Italienisch*
- 259 Luise Schönemann, *Früher*
- 275 Nicki Pawlow, *Später! wird das Leben schön*
- 296 Moritz Krawczyk, *Darüber hinweg*
- 307 Die Autorinnen und Autoren
- 316 Die Herausgeberinnen

Vorwort

Von Ost nach West, DDR und Bundesrepublik – das klingt nach längst vergangenen Zeiten, nach Geschichte. Der Zusammenbruch des SED-Regimes und die Wiedervereinigung des geteilten Deutschlands liegen über zwanzig Jahre zurück, doch die Beschäftigung mit dem Thema reißt nicht ab.

Die Liste der Filmbeiträge, Publikationen von Historikern und DDR-Forschern ist lang. Und auch Künstler und Schriftsteller, Dissidenten und Regimegegner haben ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Überlegungen in Büchern niedergeschrieben.

Über die Kinder von damals ist kaum etwas oder nichts bekannt. Nur wenige haben später in Büchern darüber berichtet, was es für sie bedeutet hat, vom Osten in den Westen zu kommen, Heimat und Freundeskreis aufzugeben und aus dem gewohnten Leben herausgerissen zu werden.

Für viele kam der Wechsel jäh und unvorbereitet. Die Entscheidung zum Weggang, der Antrag auf Ausreise wurde vor den Kindern oft bis zum letzten Moment verborgen.

Manche Eltern, die für ihren Widerstand und die geäußerte Meinung verhaftet wurden – oftmals reichte ein Ausreiseantrag –, willigten unter Androhung von langjähriger Haft in die Abschiebung in den Westen ein. Doch anders als die Erwachsenen hatten die Kinder kaum jemanden zum Reden. Sie mussten sich in der neuen Welt meist selbst zurechtfinden.

In dieser Anthologie meldet sich ein Großteil der heute erwachsenen Söhne und Töchter jener Künstler und Schriftsteller, Dissidenten und Regimegegner nun erstmals zu Wort. Der Mut, sich der Erinnerung zu stellen, ist umso höher zu bewerten, als schon das Schreiben für viele der Beteiligten eine Herausforderung war.

Das Besondere ist, dass nicht nur diejenigen hier versammelt sind, die über konkrete Erinnerungen an das Leben und den Alltag in der DDR verfügen, sondern auch jene, die sich aufgrund ihres Alters kaum rückbesinnen können. Auch sie wissen zu berichten, denn ihre Kindheit und Jugend in der Bundesrepublik waren geprägt durch die Geschichte der Eltern.

Erstaunlicherweise hat kaum einer der Beiträgerinnen und Beiträger mit der Bereitschaft gezögert, sich an dieser Anthologie zu beteiligen. Nach ihren Erlebnissen gefragt zu werden, war Ansporn genug.

Doch das Eintauchen in die Vergangenheit war keineswegs leicht, manchmal sogar schmerzhaft, nicht zuletzt, weil vieles unterdrückt, vieles in Vergessenheit geraten schien. Und trotz aller Bewunderung für die politische und künstlerische Unbeugsamkeit der Eltern bedeutete die Konfrontation mit deren Geschichte auch die Überprüfung der eigenen Lebensposition.

Entstanden ist eine Vielfalt sehr persönlicher, eindringlicher Texte, die in ihrer Direktheit oder auch Zurückhaltung die »Schatten auf der Seele« erforschen, die bei aller Offenheit noch manches im Verborgenen lassen – eine eindrucksvolle Mischung authentischer Erfahrungen und Lebensläufe. Es sind Geschichten von Glück oder Unglück, von Befreiung oder Unsicherheit, von geschärfter Sensibilität oder Verweigerung, die nicht nur den langen Weg zu sich selbst aufzeigen, sondern vor allem eines: ein Spaziergang war es nicht, von »Deutschland nach Deutschland« zu kommen.

*Anna Schädlich und Susanne Schädlich
Berlin, Dezember 2011*

MORITZ SCHLEIME



West-Berlin, 1985/86

Der Blonde Bülent

Nur leicht über der Kante zu einem fünf Meter tiefen Abgrund standen unsere beiden Sandalenspitzen parallel nebeneinander in der Luft. Wir hatten unsere Köpfe gesenkt und blickten verloren auf unsere mit Dreck verklebten Füße. Ein matter Glanz lag auf ihnen, und ich sah, dass mein kleiner Zeh etwas abstand. Zwar weniger als der von dem Türkenjungen Bülent, den ich verlegen an der Hand hielt, aber das bemerkte ich nur nebenbei. Gleich müssten wir uns entscheiden zu springen. Noch einmal einatmen. Ganz ruhig. Von irgendwoher war ein aggressives und tobendes Grölen zu vernehmen. Fast wie das von aufgehetzten Bluthunden. Dabei war es ein herrlich schwüler Sommernachmittag hier oben in der Oppelner Straße. Nicht weit entfernt, das wusste ich, lag der Grenzübergang zum Osten.

Dahinter der Ort, an dem ich meine ersten Schritte gemacht hatte, auf dem sicheren Boden meiner alten Heimat.

Wenn ich versuche, mich an die Ereignisse, die davor und danach liegen, zu erinnern, ist das nicht einfach. Mir ist die Sicht versperrt. Vor mir hängt nur dieser ätzende und schwere Vorhang zur Vergangenheit. Keinen Spalt weit möchte er sich mir öffnen und am liebsten in aller Seelenruhe einsam für sich abhängen wie ein guter Parmaschinken. Wäre ich ein Zauberer, könnte ich durch ihn hindurchgehen, aber der bin ich nicht. Ich kann nur mehr leise erahnen, was dahinter verborgen liegt. Eine Ahnung von dunklem Licht in mir. Nicht viel. Und tanzenden Affen, wie wehende Schatten, die lachen und ein wenig traurig scheinen. Schatten von meiner Heimat, meiner Ausreise, meiner Ankunft, meinem Bleiben und meinem Zurückkommen. Wie soll ich beginnen, aus dieser Zeit zu erzählen, zwischen Ost und West, als mein Leben wie ein fruchtiger Cocktail kräftig durcheinandergeschüttelt wurde?

Besagt das Gesetz der Schwerkraft nicht, dass, wenn ich zum Beispiel ein paar Kekse hochwerfe, sie irgendwann, solange sie kein vorbeiziehender Vogelschwarm verzehrt hat, wieder hinunterfallen werden? Damals, es ist schon lange her, war es nicht annähernd so leicht zu verstehen, was mit mir passierte, als ich etwas Ähnliches wie Schwerelosigkeit erfuhr. Da half auch keine Formel der Physik.

Abflug, DDR, Bordzeit 1984.

Die Passagiere befinden sich im Gleitflug über noch unbekanntem Gebiet. Es ist nur eine kurze Distanz, die sie überwinden müssen. Unter ihnen eine leere, fast tote Fläche, eingekeilt von zwei hauchdünnen Streifen. Vor ihnen noch etwas Fremdes, nie Gesehenes, vielleicht nur ein Phantasiebild aus einem Reisekatalog. Vielleicht auch ein Nichts. Freiheit? Zumindest erst einmal der Westen, Bundesrepublik.

Tatsächlich war ich nie geflogen. Flugzeuge kannte ich nur als kleine Punkte am Himmel, die meine Finger so lange verfolgten, bis sie in den Wolken verschwanden. Doch in meiner Vorstellung kam ich mir schon lange vor wie ein leibhaftiger Passagier, der auf einem richtigen Flug etwas weit unter sich und hinter sich zurückgelassen hatte. Nicht nur für ein paar erholsame Urlaubstage, sondern scheinbar für immer. Ein ganzes bisheriges Leben.

Ich weiß bis heute nicht recht, ob ich überhaupt da gelandet bin, wo es hingehen sollte. Dafür fiel die Berliner Mauer zu schnell, und es veränderte sich dadurch so vieles mehr, dass ich mir selbst aus heutiger Sicht mein Erlebnis nicht richtig begreifbar machen kann. Es ist sogar möglich, dass ich immer noch ein Passagier bin.

An dem Tag meines Abflugs war ich noch sehr klein, gerade mal sechs Jahre alt. Conny, meine Mutter, die uns die exquisiten Tickets verschafft hatte und mit der ich mitfliegen sollte, zarte einunddreißig. Ein langer und beschwerlicher Weg lag bereits hinter ihr, um diesen Tag, der für sie das größte Glück bedeuten sollte, wahr werden zu lassen. Drei Jahre zuvor hatte sie zusammen mit ihrem damaligen Lebensgefährten Ralf einen ersten Ausreiseantrag gestellt. Er durfte gehen. Sie nicht. Er ging. Vier weitere Anträge von ihr wurden abgelehnt. Ernüchterung. Dann, mit der Zeit, so sollte es geschehen, verfing sich ihre Liebe zwischen diesen endlosen und leeren Mauerstreifen. Ein Mädchen aus Ost-Berlin.

Der unüberwindbare Beton und Stacheldraht vermochten es jedoch nicht, ihre enge Zuneigung füreinander zu vernichten. Sie blieben gute Freunde. Eine kühne Idee kam auf, und zwar die, mit der Methode der Eheschließung eine Ausreise für Conny zu erzwingen. Für sie die vielleicht letzte vernünftige Chance, dem engen Korsett der DDR zu entkommen. Am Tag der Hochzeit, die im Osten stattgefunden hätte, durfte Ralf nicht einreisen. Nicht heute, nicht irgendwann. Die Ringe, die ich überreichen

sollte, blieben in dem kleinen, verschlossenen Kästchen und gingen zurück zum Juwelier. Eine verlorene Illusion. Und kein Trost. Nicht einmal vom sonst so heilsamen Wind, der durch die Haare und über die Hüte der einsamen Fußgänger auf den leeren Pappelalleen wehte.

Drei schlaflose Nächte später führte Conny ein Telefongespräch mit Ralf. In diesem Gespräch, vollkommener Verzweiflung nahe, verkündete sie, in einer nahe gelegenen evangelischen Kirche in den schonungslosen Hungerstreik zu treten. Die bereits ausgewiesenen Künstlerfreunde sollten für einen westlichen Pressewirbel sorgen. Alles oder nichts. Gleich einem russischen Roulette, doch mit vollgeladener Waffe. Das Leben hier hatte für sie keine Aussicht mehr.

Glücklicherweise, wie sich erst viel später herausstellte, wurde dieses Gespräch, wie viele ihrer Gespräche, von einem der stets freundlichen Herren der Staatssicherheitszentrale abgehört. Verkniffene Gesichter. Entscheidungen. Dann ein Beschluss: sofortige Ausreise! Die Funktionäre hatten die Notbremse gezogen. Ein größeres Problem, das es durch Nachahmer geben könnte, sollte vermieden werden. War es denn, trotz all der Tragik, so einfach gewesen? Angedrohter Hungerstreik gleich Ausweisung? Hätte das Conny doch früher gewusst.

Noch am gleichen Tag, als sie damit begonnen hatte, in ihrer mit Stasiwanzen übersäten Wohnung ein letztes Knäckebrot anzustarren, ertönten fröhliche Pfiffe vom offenen Fenster her. Unten stand im prallen Sonnenlicht Sascha Anderson, ihr liebster und bester Freund. Winkend, mit einer Sektflasche in der Hand, verkündete er die frohe Botschaft. Sie solle innerhalb von vierundzwanzig Stunden die DDR verlassen. Für immer. So machte man das damals.

Erst nach der Wende, mit Öffnung der Stasiakten, erfuhr sie, dass nicht nur ihre fingierte Hochzeit von oberster Stelle boykottiert wurde, sondern auch die reale Beziehung zwischen ihr und

Ralf. Briefe zwischen den beiden Verliebten wurden abgefangen und verschwanden für lange Jahre in den fest verschlossenen und unerreichbaren Stasiarchiven im Nirgendwo. Das war unschön. Noch unschöner war, dass der auf Conny lange Jahre angesetzte IM »David Menzer« sich später als niemand anderes als ihr guter Freund Sascha Anderson entpuppte.

Ich lebte zu jener Zeit seit drei Jahren bei meinen Großeltern in Berlin. Conny hatte nach meiner Geburt in Dresden Malerei studiert, und jetzt, obwohl sie inzwischen wieder in Berlin wohnte und ich kurz vor der Einschulung stand, blieb ich bei meinen Großeltern wohnen. Auf einem alten Schwarzweiß-Foto die lächelnden Gesichter meiner Großmutter und mir. Wir stehen vor unserer Wohnung in Oberschöneweide, und ich halte die Schultüte stolz in den sonnigen Himmel. Unter dem Arm, fest, die ersten Schulhefte. Um meine Schultern die Gurte eines braunen ledernen Ranzens aus dem Russenladen, dessen Aufgabe es gewesen wäre, die ABC-Hefte wochentags um zwei Häuserecken zu tragen.

Nur kurze Zeit später, nach dieser Fotoaufnahme, würde ich ihn mir, auch das erste Mal, vollgepackt aufsetzen, um ihn schließlich ganz woanders, erst viele etliche Häuserecken weiter, in der im Abendlicht liegenden Schlesischen Straße in Berlin Kreuzberg wieder abzulegen.

Ich kann mich gut an diesen Septembermorgen erinnern, an dem die Sprechblasen in den Kindercomics für mich charmant rund wurden und ich die eckige hölzerne Variante der Sprechblasen, die im Osten bevorzugt wurde, zurückließ.

Mein Großvater stand, noch in seinem Herbstmantel, im Flur, beugte sich zu mir herunter und öffnete sein Einkaufsnetz. Na, mein Kleiner?

Großmutter saß auf dem Stuhl neben dem Telefon. Ein wichtiges Gespräch. Den Zeigefinger auf ihren Lippen. Die antike

Wanduhr kurz vor ihrem Stundenschlag. Etwas lag in der Luft. Erst Stille. Dann drangen vermehrt Wortfetzen aus dem Wohnzimmer und türmten sich in der ganzen Wohnung auf, wie die Dunkelheit der Wolken kurz vor ihrem Donnergrollen. Ich weiß noch, dass mein Großvater ungewöhnlich verunsichert mit den Tragegriffen seines Netzes spielte und ihm plötzlich der Schweiß auf der Stirn stand. Und als sie dann beide kurz darauf vor mir und meiner Lego-Burg standen, verrieten ihre marmornen Blicke nichts Gutes. Ich verspürte in meiner Kehle dieses seltene, unausweichliche und unangenehme Drücken und steckte verhalten und verunsichert die kleine Fahne oben auf die Spitze der Burg, obwohl sie noch nicht ganz zu Ende gebaut war. Dann sagte es mir meine Oma. Ich sollte mit Conny die DDR verlassen.

Von der Tragweite dieser Worte hatte ich noch keine Vorstellung. Für mich war es ein einfacher Tag in der normalen Welt eines wohlbehüteten Kindes. Am Abend würde es vielleicht wieder Zungenwurst mit Tomate oder Gurke geben. Morgen könnte ich meinen Kindergartenfreund Tobias treffen, und wir würden von unserem schiefen Baumhaus in der heimischen Wuhlheide die Waldvögel beobachten. Was für verlorene Gedanken das doch waren. Ab da verblasen meine Erinnerungen. Es ging zu schnell. So schnell, wie ein Spiegel vom Tisch fällt. Mein Leben hier war beendet. In dem bescheidenen Umfang, als müssten Sie, wenn Sie diesen Satz zu Ende gelesen haben, Ihre Heimat, Freunde und den größten Teil Ihrer Familie in vierundzwanzig Stunden verlassen. Ohne die Sicherheit, dass die Geschichte sich vielleicht auch anders schreiben ließe als die Geschichte mit dem Fall der Berliner Mauer, an deren Ende sich die Verabschiedeten wiederfinden konnten.

Ich entsinne mich kaum, wie ich in der Firlstraße in dieser letzten Nacht in meinem Kinderzimmer geschlafen habe. Gegen mein Schicksal habe ich mich am Morgen nicht gewehrt. Hätte

ich aber die Wahl gehabt, wäre ich geblieben. Doch nun hieß es loslassen. Die fest umklammernden Hände von meinem Lieblingssessel mit den geschnitzten Löwenköpfen lösen.

Mir kommt dabei ein häufiges Einschlafritual in den Sinn: Meine Oma erzählte mir, kurz bevor sie das Licht ausmachte, Episoden aus ihrer Kindheit und den Kriegsjahren. Ich wollte das immer unbedingt hören. Das war aufregend, aus einer Zeit etwas zu erfahren, in der mir die Welt noch wie in den uralten Filmaufnahmen erschien, die vormittags auf N3 liefen. Zerkratzt mit verknatterter Musik und in Schwarzweiß.

Niemals sprach sie dabei in dem Ton einer Frau, die ihre Vergangenheit verurteilte. Über all ihren sanften Worten schwebten der Mut, der Zusammenhalt und die Bescheidenheit der Menschen mit, die sich ihrer jeweiligen Lebenssituation zu stellen hatten. Die auch im größten Unheil nicht das Gute aus den Augen verloren.

Auch jetzt, kurz bevor wir die Wohnung verlassen sollten und mein Kopf sich an sie schmiegte, waren es Regungen und Gesten, die von dieser Wirkung waren.

Wir würden doch unsere vertrauten Stimmen nicht verlieren und Abend für Abend telefonieren können. Und nicht mehr lange, dann sollten beide, durch ihr Rentenalter bedingt, die Möglichkeit haben, uns drüben zu besuchen, so dürften wir uns schließlich wiedersehen. Mit jedem dieser Besuche würde ein Spielzeugauto mehr, ein Malbuch mehr, ein Kleid Connys mehr zu uns in den Westen gelangen.

Die Abschiedszeremonie verlief rasch. Nahe der Friedrichstraße sah ich meinen Vater lässig an einem weißen Geländer lehnen. Ihn würde ich auch zurücklassen, vielleicht für immer, auch wenn ich ihn hier im Osten nur sehr selten zu Gesicht bekommen hatte. Außerdem waren viele Freunde und Bekannte anwesend. Die Pässe lagen zur Abgabe bereit. Wir warteten auf ein Zeichen von einem gesichtslosen Beamten. Ein Gebäudekasten

vor uns mit einem Tunnelleingang. Die Zwischenwelt, der Tränenpalast. Conny hielt eine lustige, selbst gefertigte Keramikpuppe in ihren Händen. Wenn ich mich nicht irre, eine Harlekinfigur. Zwar hatten wir nur das Nötigste an Gepäck dabei, aber auch etwas, was uns lieb und teuer war. Nur noch ein paar Schritte, dann lag ein rosiger fremder Planet vor unseren Füßen. Wie würde es da wohl sein? Heller? Weiter? Und die Straßen endlos überhäuft von glücklichen Passanten? Ach, mal sehen. Zeit, auf Wiedersehen zu sagen.

Es flossen keine Tränen nach außen. Es wurde fröhlich gewunken. So ein Winken, das vielleicht manchmal seinen schönen Schwung verliert, wenn es kurz kühl und kalt in der Hand wird und die Gewissheit zu verspüren ist, das war es dann wohl. Vorbei. Sie sind Vergangenheit. Schon gleich würden wir verschwunden sein in der Dunkelheit des langen Tunnels. Zwei spukende kleine Glühwürmchen, die noch einmal vor den Augen des Betrachters kurz aufflimmern, bevor sie dann endgültig ihr Licht ausknipsen.

Der marode dreckige Anhalter Bahnhof war das Erste, was ich in diesem Leben vom Westen sehen sollte. Das sah hier noch beschissener aus als bei uns. Auch kein roter Teppich, auch keine Palmen. Weiter hinten standen Künstlerfreunde und Bekannte von Conny. Ein herzlicher Empfang. Die meisten selbst Immigranten aus der DDR. Unter ihnen auch Ralf. Ich freute mich, ihn zu sehen. Schön, nicht alles hier war befremdlich. Seine Wohnung in der Schlesischen Straße sollte für uns vorübergehend eine erste Unterkunft sein. So lange, bis wir Fuß gefasst hätten. Dann wurde mir feierlich ein besserer Schokoladenriegel von einer Freundin Connys überreicht. Ich war berührt. Und noch während ich mich zaghafte bedankte, bat sie mich, ihr eine Hälfte zu überlassen. Was sollte das bedeuten? Wurde hier alles geteilt oder steckte dahinter noch eine andere Botschaft? Sie hatte wohl Hunger. Die Wartezeit auf uns war lang gewesen.

Vor allem lag in den Gesichtern der uns Umstehenden das, was man sich am ehesten vorstellt: Begeisterung. Seid ihr es wirklich? Kein Trugbild. Ja, endlich ist es geschafft. Ein großer zischender Silvesterspaß nicht nur aus einer Dose. Das kann ich heute nachvollziehen. Wenn ich damals in diesem Moment überhaupt mitjubelte, dann war es aber nur ein naiver Nachahmungsversuch. Warum wurde ich so angesehen? Als hätte ich in meinen sechs Kinderjahren auf nichts Besseres gewartet, als endlich hier zu sein und auf einem halben Schokoladenriegel rumzukauen. Und doch, glaube ich, schweiften meine Blicke schon suchend über diesen öden langen Bahnhof, als würden sie danach fragen wollen: Wo ist denn jetzt die tolle Micky Maus?

Sicher ist das ein Klischee, und dennoch, der Westen war in meiner ersten Betrachtung, nachdem wir oberhalb der Untergrundbahn durch die Stadt liefen, bunt. Dieses Erlebnis kannte ich sonst nur vom Rummelplatz im Plänterwald. Also, was war hier neu? Lag der Unterschied darin, dass ich kein Eingangsschild von einem Rummelplatz gesehen hatte? Und trotzdem war hier alles bunt. Würde das letzten Endes bedeuten, dass der ganze Westen ein Rummelplatz ist? Welch wunderschöne Aussichten ich hatte. Und so durfte der Westen mich erst einmal mit tausend seiner glitzernden Sternchen anblinkern, mich wie eine zuckrige, schlabernde rote Zunge von oben bis unten ablecken und willkommen heißen. Das erfreute mich, beschleunigte meinen Herzschlag und erweckte die Neugier auf mehr. Trotzdem, nach ein paar Momenten des Staunens wurde ich traurig. Der Osten lag nun hinter mir. Und blickte mir vergeblich nach.

Ab nun lebten wir für mehr als ein halbes Jahr in Ralfs Altberliner Wohnung in der Schlesischen Straße. Ich weiß nur wenig von dem ersten Abend dort. Dem scheinbaren Ankommen. Dem Ausziehen und Ablegen der Kleidung. Manch neue Gerüche, die mir entgegenschwebten, tauchen zwar aus der Versenkung wieder auf, doch viele feste Bilder habe ich nicht behalten,

so als schaute ich damals in diesen Stunden in die endlose Dunkelheit einer nächtlichen Autobahnfahrt hinaus.

Da ist nur die Tatsache, dass ich das erste Mal seit meiner frühen Kindheit wieder mit Conny und Ralf zusammenwohnen sollte und wir uns bei unserem ersten Abendmahl, einer Zwiebelsuppe, so die Münder verbrannten, dass wir den ganzen Abend nichts mehr sagen konnten. Obwohl wir, vor allem Conny, endlich angelangt in abhörsicherem Gebiet, doch alles Erdenkliche hätten frei rausschreien können.

Und auch wenn sich vor mir das Ende dieses abenteuerlichen Tages nur in einer schwach gezeichneten Kontur verneigt, erinnere ich mich gut an das Gefühl der ersten Zeit. Schwerelos hänge ich mit den Füßen an der Decke, und nicht einmal der Versuch, mit den Händen den Boden zu berühren, gelingt.

Nur Conny und Ralf, die einzigen halbwegs gewohnten Konstanten. Ihre Hände. Der Rest, ich weiß es nicht: fremd.

Am Anfang musste ich mir mit Conny ein Bett teilen. Dann bekam ich einen eigenen leeren Raum, in dem an einer langen Strippe eine Glühbirne hing.

Die Tüten, in denen meine Spielsachen und die Kleidung verstaut waren, standen an der kahlen Wand, aber ich rührte sie nicht an.

Oft stand ich abends am Fenster. Es führte zu einem kleinen, engen Hof hinaus. Und ich schaute und suchte am Himmel immer wieder nach Verbliebenem. Ich sah die Wolken und wusste nicht, wohin sie ziehen, Richtung Osten, Richtung Westen?

Wenn es hell wurde, wusste ich nicht, ob ich wirklich aufgewacht war. Nein, kein Traum, wenn ich dann beim gewohnten Gang zur Toilette mit dem Kopf an die noch unbekannte Wand schlug. Ich hatte anfangs keine Meinung dazu. Die Realität festigte sich erst mit der Beule am Kopf und mit der Zeit. Durch Gewohnheiten und Tagesabläufe.

Für Conny ging das sicher schneller. Ihr Bewusstsein, frei zu sein, Kunst machen zu können, wie man Kunst machen möchte, das sagen zu können, was man sagen wollte, waren gute neue Perspektiven. Da lag dieses innere Land vor ihr, ganz weit, ohne eine Begrenzung und unter dem allgegenwärtigen und frohlockenden Grinsen des amerikanischen Präsidenten, als würde es ein Neugeborenes auf der Erde begrüßen.

Dann, tagsüber, viele Monate lang, begaben wir uns auf die Wege, die alle Ausgewiesenen machen mussten. Das war wie in einem wackligen Wagen einer Geisterbahn, hinter jeder nächsten Ecke konnte etwas Aufregendes, manchmal sogar Erschreckendes oder Lustiges lauern. Vieles jedoch war erst einmal nur von einer tristen Bedeutung. Eine ewige Rundreise vom Auffanglager Marienfelde über diverse Ämter und Behörden, zu den Gesundheitschecks und zwielichtigen Geheimdiensten. Eine Bombe, da bin ich mir sicher, hatte ich nicht mitgebracht. Ich schaute mir lieber die schicken Sekretärinnen an, sie alle hatten gute Zähne und trugen weiße modische Blusen. Der Ton saß und war freundlich, wenn wir warten mussten. Und immer wieder blieb ich zwischendurch, selbst wenn es noch so regnete, vor den Geschäften stehen und sah auf die Schaufensterauslagen, die ich lange Zeit nur mit den Augen kaufen konnte.

Doch niemand ging hier leer aus. Alles passierte wie von allein, die Dinge ergaben sich, sobald ich nicht mehr daran dachte.

Da war als erster Fremdkontakt der Mitbewohner von Ralf. Ein eifriger junger und halbglatziger Mann, der bei Siemens arbeitete. Ihn ermüdete es, den ganzen Tag Ampelanlagen in die Welt zu verkaufen. Und so hatte er die Vision, das optimale Klang Erlebnis für seine Musikanlage auszutüfteln. Bis spät abends bohrte er neue Halterungen in die Wände für sein immer wieder modifiziertes Boxensystem. Ein cooler, rissig lederner Drehsessel war mitten im Raum installiert. Auf dem saß ich dann oft bis

kurz vorm Zubettgehen und lauschte den Arien aus Beethovens *Fidelio* und propagandistischer westlicher Cowboymusik, vergab Noten für die beste Boxenkonstellation und bekam meine erste Schallplatte geschenkt, freundlicherweise die einer Tanzkapelle aus meiner Heimat.

Mit jedem zufälligen Erlebnis ähnlicher Art vermehrte sich mein Hab und Gut, verschönerte und erhellte nach und nach mein kleines Zimmer. Eine niedliche Lampe, ein paar Bilderbücher. Hörspiele zum beruhigenden Einschlafen. Viele Poster zierten bald die Wand. Und es war wie ein Wunder, und ich musste mir doch die Augen reiben, dass es am Kiosk das *Bravo*-Magazin zu kaufen gab. Michael Jackson und Nena schienen mir viel näher als je zuvor zu sein. Ja, bei Michael saß man fast schon auf dem Schoß, und Nena kaute Kaugummi und machte eine große Blase, die gar nicht mehr platzen wollte. War das der Westen? War das jetzt alles besser? Der Boulevard zum Paradies? Ich war verwirrt. Und zerteilt. In einer zerteilten Stadt, die noch so blinken mochte und am Ende des Tages für mich immer unschärfer und verzerrter wurde. Teuflisch und bizarr. Ich hatte wohl meinen eigenen Kopf in einer anderen Welt gelassen.

Und genau so kam ich mir in den ersten Wochen auch vor, wie ein Junge ohne Kopf. War das mit Freiheit gemeint? Es läuft sich bestimmt federleicht so ohne Kopf. Später begriff ich, dass ich statt keinem wohl das Gewicht zweier Köpfe zu tragen hatte. Mein alter Ostkopf hing baumelnd, wie abgeschlagen, neben meiner Schulter und sendete mir noch manches Signal. Mein neuer Westkopf war nach seiner embryonalen Wachstumsphase putzig und keck wie ein gelbes Küken aus meinem Rumpf herausgeschlüpft und voll von durstiger Wissbegier. Sein Blick verfolgte mit zunehmendem Interesse die groß gemalten feuerroten Reiter an den Wänden des Ateliers von Ralf, verirrte sich in den hohen lichten Birkenwäldern in Öl- und Terpenteruch, ent-

deckte die schöne nächtliche Aussicht aus den großen Wohnungsfenstern mit all den Reklametafeln, deren Buchstaben in Reihenfolge abwechselnd leuchteten, war zugegen in den spät-abendlichen Streitgesprächen über Kultur und ferne, nun nahe Länder in der gemütlichen Küche in der Schlesischen Straße, vernahm den ihm unbekanntem amerikanischen Slang, der über Jazzmusik und Frauenschuhe im Radio philosophierte, schämte sich nicht, die Tierpornosammlung beim alten Penck zu bestaunen und lag am Ende des Tages müde und geschafft von den vielen neuen Eindrücken unter den ewigen Kneipentischen der feiernden und keifenden Künstlerschaft.

Seinem Vorgänger, dem Ostkopf, überließ er für die Dauer der Nacht die Traumwelt, die Welt vom feinen Sternenstaub des Sandmanns und der großelterlichen warmen Badewanne, die so voller Schaum war, dass ich mich verstecken konnte.

Bestimmt gab es einen stillen Moment, in dem mir bewusst wurde, hier im Westen bleiben zu müssen, den Signalen des Ostkopfes keinen offenen Empfänger mehr zu geben, meine neue Heimat anzunehmen und so das vorherige Leben nur als eine schöne Erinnerung zu bewahren. Es würde schon mit der Zeit meine Osthaut überwuchert werden, eine zweite Haut sich über die erste legen, und drei fescche Adidasstreifen würden auf mein Herz tätowiert sein. Doch das dauerte, denn noch fühlte ich mich nackt. Nackt wie ein Ossi auf Rügen zwischen Strand und Meer.

Ein Versteck für unsere Herkunft hatten wir nicht, da halfen auch keine schicken geschenkten Westklamotten. Die Maskierung flog auf, sobald man nach etwas fragte, was hier das Normalste der Welt war. Bekamen wir zum Beispiel bei einer freundlich gemeinten Einladung zu einem Mittagessen ausschließlich Salat vorgesetzt, fragte Conny sogleich, ob wir jetzt Hasen seien.

Nein, wir hatten einfach keinen blassen Schimmer davon, was eine Öko-Welle war.

So verschwommen die ersten West-Erinnerungen in mir auch verblieben sind, fließen mir Gedankenbilder aus der Zeit ein dreiviertel Jahr später wie eine hellblaue Quelle glasklaren Wassers durch den Kopf. Da bezogen wir nämlich unsere erste eigene Wohnung in der nahe gelegenen Oppelner Straße. Dieser Ort lebte von den türkischen Familien, die tagsüber gelassen vor ihren Häusern saßen und den Kindern bei allerhand Unsinnmachen zusahen. Am Ende dieser Straße lag der Görlitzer Park, in dem ein Schrottplatz beheimatet war und ihnen als große Spielwiese diente. Große Autoreifen kullerten den Schutthügel hinunter, und ein Wirbel fröhlich aufschwirrender Energie war unentwegt in der Luft unterwegs.

Wir fingen dort autonom unten an. Treppenlos, Parterre, den Gullideckel fast auf Augenkante, die Hauben der wunderbaren alten Laternen weit über uns. Neben unserer Bleibe ein immer lauter Waschsalon. Die Einbrecher, die ab und an unsere ungebetenen Besucher waren, mussten die Wohnung immer mit runtergeklappter Miene verlassen. Hier gab es nichts zu holen.

Es waren nur erbärmlich wenige Pfennige, die uns zur Verfügung standen. Die große Tränendrüsennummer. Vier Mark am Tag. Allein für Zigaretten hätte Conny dieses Geld im Nu verrauchten können. Und von Kunst konnte sie noch nicht leben. Brotlos war die Zeit dennoch nicht, ich mochte ihn, meinen neuen Freund: den Döner Kebab. Er tat mir gut und ersetzte vorerst die von Großvater mit aller Hingabe zubereiteten geliebten Königsberger Klopse.

An den freien Wochenenden wurden nun auch nicht mehr auf seiner Datsche Karpfen geangelt, sondern dies und das auf dem Flohmarkt am brachliegenden Potsdamer Platz. Manchmal nahmen wir Möbel und Klamotten von der Straße mit, und Conny baute seltsame Stühle aus aufgelesenem Drahtgeflecht. Ich besorgte für sie, um die Farben ihrer Bilder zu strecken, Sand von den umliegenden Spielplätzen. Das war schon gefährlich, später

vor allem wegen Tschernobyl. Auch wenn ich mich hier einsamer fühlte als in der Wohngemeinschaft von Ralf, ja, mir fast wie unsichtbar vorkam, spürte ich mich schon umso mehr, wurde frecher und selbstbewusster. Begann, ein Ei dem anderen gleich, neben Conny mir meine eigene kleine Welt zu erschaffen. Keine Traumwelt, die nur aus losen Legosteinen zusammengesteckt war, sondern eine, die, von vielen gemeinsam errichteten Brücken zwischen Conny und mir, unsere beiden vorherigen Leben mit jedem neuen Tag stärker verband. Und so agierten wir recht bald zusammen, mit dem inneren Glauben an uns selbst. Nicht mit dem Glauben an ein neues System, denn dafür war man im Westen als ein Künstler und ein Künstlerkind auch weiterhin außerhalb dessen.

Mir fiel das gar nicht so schwer, wie man annehmen könnte. Das lag daran, dass ich wieder in die DDR einreisen durfte. Mein Großvater, der mehrere Jahre als politischer Häftling in verschiedenen Konzentrationslagern verbracht hatte, erlangte aufgrund seines schweren Lebensweges eine Sonderverfügung, seinen »Sohnemann« auch hier im Osten sehen zu können. Durch diese glückliche Fügung entging ich meiner vollkommenen Entwurzelung und befand mich wieder, fortan in jeden Schulferien, in meinem alten Kinderzimmer in der Firlstraße. Insgesamt für drei Monate im Jahr war meine untergegangene Heimat kein durchsichtiges Traumgespinnst mehr. Das ließ mich aufatmen. Und ließ den Gedanken reifen, dass die Vergangenheit zwar wie ein Fels unverrückbar bleibt, aber nichts zwangsläufig für immer ausgelöscht wird, wenn man sie für eine Zeit zurücklassen muss.

So passierte ich oft diese häufig im Nebel liegende graue Grenzbrücke an der Warschauerstraße. Meistens in der Morgen- oder Abenddämmerung, und mit all den flackernden Scheinwerfern, die um sie herum leuchteten, kam sie mir vor wie ein in den Morast gestürztes Ufo. In meinem Reisekoffer unter meinen schmut-



Anna Schädlich, Susanne Schädlich

Ein Spaziergang war es nicht

Kindheiten zwischen Ost und West

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-20008-1

Heyne

Erscheinungstermin: März 2012

Die Stimme einer zerrissenen Generation

Als Künstler, Schriftsteller und Dissidenten zusammen mit ihren Familien in den 70er- und 80er-Jahren die DDR verlassen mussten, blieb vieles zurück: vertraute Gesichter, vertraute Orte, ganze Familiengeschichten. Zum ersten Mal ergreifen hier die Kinder von damals das Wort und sprechen über den »Systemwechsel der Seele«. Es sind Erinnerungen von Glück oder Unglück, von Befreiung oder Unsicherheit, von geschärfter Sensibilität oder Verweigerung – vor allem aber erzählen die jungen Frauen und Männer jetzt ihre Geschichte.

Sie wurden in jungen Jahren aus ihrem gewohnten Leben herausgerissen und mussten im Westen neu anfangen: Susanne Schädlich war zwölf, ihre Schwester Anna vier, als sie zusammen mit ihren Eltern, dem Schriftsteller Hans Joachim Schädlich und dessen Frau, 1977 das Land verlassen mussten, das ihre Heimat war. Wie ihnen erging es vielen anderen, deren Familien damals denselben Weg gingen, zwangsweise oder aus eigenem Antrieb. Was weiter war, darüber ist vor allem geschwiegen worden – bis jetzt. Ob Moritz Schleime sich mit großer Erzähllust seinem »Doppelleben« als Kind annähert oder Nadja Klier sich den »Schatten auf der Seele« stellt – es sind eindringliche und eindrucksvolle Berichte von dem zentralen Bruch im Leben, mit denen Julia und Cornelia Franck, Johannes Honigmann, Moritz Kirsch, Jakob und Benjamin Schlesinger und viele andere hier erstmals an die Öffentlichkeit treten. Die Last des Republikwechsels: Geschichten vom Erwachsenwerden zwischen DDR und BRD.

 [Der Titel im Katalog](#)